

# Einige allgemeine Bemerkungen über Dschagga

**(Quelle: Reisen in Ost-Afrika, ausgeführt in den Jahren 1837-55,  
zusammengestellt von Dr. J. L. Krapf, Teil 2 ab Seite 46 – Ausgabe 1858)**

Was die Dschagga am meisten von den Wasita, Wakamba und Wanika unterscheidet, ist ihre Regierungsform. Die auffallendsten Gegensätze, die in der Landschaft zwischen den ausgedehntesten und einförmigsten Ebenen und den massenhaftesten und höchsten Bergformen, die plötzlich aus derselben bis über die Schneelinien emporsteigen, stattfinden, lassen sich ebenso wiederum in den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen der Bewohner jener unter sich so sehr getrennten Regionen erkennen, während die lockersten Formen von Republiken bei den zuletzt genannten Völkern, sowie auch einem Teil des Paares sich finden, so dass z.B. bei den Wakamba kaum irgendein Individuum mit einigem Grad von Autorität und Herrschaft bekleidet ist, indem ein solcher Grad nur von dem größeren oder geringeren Besitz in Viehherden abhängt, wodurch also die ununterbrochenste Ebene in der Landschaft dargestellt ist – gehen die Dschaggas zum andern Extrem, indem sie ein Individuum in eine solche politische Höhe über sich hinaufstellen, dass sie mit Ausnahme der Wandschama (Geheimräte) nichts mehr weiter sind, als Sklaven.

Die Freude des Mangi ist die Geburt eines Msoro. Alle männlichen Kinder werden, sobald sie die Pflege entbehren können, genötigt werden, beisammen zu wohnen, um frühe schon für den Dienst des Königs (durch Wachtstehen usw.) und des Landes (in Bildung von Wasserleitungen und Bewahrung der Schanzgräben usw.) erzogen werden. Die gleiche Regierungsform soll sich auch in dem nahe gelegenen Bergland von Ugono finden. Wie es sich in Kisungu verhält, konnte ich nicht erfahren. Die politischen Verhältnisse jener Länder sind also das treue Abbild der physischen Gestalt derselben, so der schneegekrönte Kilimandscharo sein Haupt so hoch über die Wolken erhebt, dass alle niederen Bergformen um ihn her ihre Bedeutung fast gänzlich verlieren. Auch über die Weiber hat der Mangi die unumschränkste Gewalt, sodass keine Hochzeit ohne seinen Willen und seine Sanktion stattfinden kann. Der Msoro ist, wenn er sich mit einer Frauensperson verlobt, gehalten, die Sache dem Mangi anzuzeigen. Wenn dieser die Heirat genehmigt, so gibt er (nicht

der Bräutigam) der Braut einen Ring an den Finger und erklärt sie öffentlich als Weib des in Frage stehenden Msoro, dessen Namen der Mangi nennt.

Nachdem dies geschehen, bereitet wiederum der Mangi, und nicht der Bräutigam noch irgendeiner der nächsten Verwandten, eine gute Qualität Mawari, um das Hochzeitsfest zu feiern.

Der größte Teil nicht allein des häuslichen, sondern auch des Ackerbau-Geschäftes fällt auf das weibliche Geschlecht, deren Arbeit überdies noch durch die gute Sitten der Stallfütterung bedeutend vermehrt ist. Die Wasaro arbeiten nur wenig, ihr Geschäft ist, den König (Mangi) und das Land zu bewachen, wozu sie fast ständig Speiß und Schild (aus Elefanten- und Büffelhäuten schön gearbeitet) bei sich tragen. Trotz des Reichtums des Bodens sind die Bewohner doch äußerst arm, weil sie dieselben nicht zu gebrauchen wissen. Das ist Gottes Gericht über sie, damit sie in ihrem üppigen Lande nicht auch noch in ein üppiges Leben geraten, und so für die Zukunft des Reiches Gottes verloren gehen möchten. Sie teilen ihre Wohnungen mit ihrem Vieh und gebrauchen ihre bloßen Hände, um den Mist zu entfernen, wie ich mit eigenen Augen gesehen habe. Doch dürfen sie deswegen nicht der Unreinlichkeit beschuldigt werden, da sie sich fleißig waschen und baden. Die Dschaggas sind ein sehr gesunder und kräftiger Volksstamm, was einerseits dem gesunden Klima, andererseits aber und vielleicht hauptsächlich dem edlen Umstand zuzuschreiben ist, dass bei ihnen keine Heirat stattfindet, ehe die physische Reife dazu vollkommen vorhanden ist. Es gibt keine kompakten Dörfer und Städte in Dschagga, sondern nur einzelne durch Zwischenräume von ungefähr 5 - 6 Minuten, die immer mit Pisangbäumen bedeckt sind, voneinander getrennte Höfe, die je eine Familie, aber mehrere Hütten enthalten, und teils mit künstlichen, teils mit lebendigen Zäunen von wachsendem Gebüsch gegen die wilden Tiere, besonders Hyänen, geschützt sind. Indem so jede Familie auf kleine Zwischenräume hin getrennt von der andern lebt, stellen die Dschagga wiederum im Kleinen dar, was die voneinander getrennten, sich fast nirgends unmittelbar berührenden Stämme Ostafrikas im Großen darbieten. Wie indessen wiederum der Handel (besonders durch die Bedürfnisse nach Kleidern hervorgebracht, denn die Webekunst ist bei ihnen gänzlich unbekannt) viele und große Stämme in häufige Berührung miteinander bringt, so sieht man die Dschaggas, sowie ihre nächsten Nachbarn, die Dafetas, die Ugono- und die Kahe-Leute häufig auf ihren Sangaras (Marktplätzen) zusammentreffen, was für den

Missionar eine gute Gelegenheit zur Predigt des Evangeliums sein wird. Ein eigentümlicher Handelsartikel ist bei ihnen das Emballa, das in Kahe-Land, südlich von Dschagga, gefunden wird. Es ist das eine Erdart, die sie im Wasser auflösen, um letzteres anstatt des Salzes, das sich nicht bei ihnen findet, mit ihren Speisen vermischen. Der Geschmack dieses Wassers erinnerte mich sogleich an das Balingen Mineralwasser. Sie geben solches Wasser auch dem kranken Vieh zu trinken. Die Bitterkeit scheint der Gesundheit förderlich zu sein.

Einen nicht gerade geringen Grad von Kunst und Gewerbesinn beweisen die Dschaggas in der Verfertigung der nötigsten Werkzeuge für den Krieg, sowohl, als für die häusliche Arbeit. Die Weiber wissen sogar etwas von Stickerarbeit, indem sie ihre ledernen Gewänder sehr niedlich mit kleinen Glasperlen besetzen.

Was die Sklaven-Ausfuhr betrifft (denn Sklaven sind alle Dschaggas in ihrem eigenen Land), so trifft dieses Los mehr die Weiber als die Männer, infolge der Feindschaft, welche hie und da zwischen den verschiedenen voneinander unabhängigen kleinen Königen von Dschagga entsteht. Der Sieger freut sich, die Zahl seiner Krieger durch männliche Gefangene vermehren zu können, die er mehr ehrt als seine eigenen Leute, um sie von der Rückkehr in ihr Land abzuhalten. Da nun die gefangenen Frauen nicht so geehrt werden, wie die Männer, so versuchen sie die Flucht in ihr Vaterland. Um diese zu verhindern, halten die Mangis es für das Beste, die Weiber nach der Meeresküste hin zu verkaufen. Zum Schluss mag eine eigentümliche Erzählung hier stehen von dem verstorbenen, sehr mächtig gewesenen Rungua, König von Madschame, Vater des jetzigen Mamkinga, der einst eine große Gesandtschaft von seinen eigenen Leuten abgeschickt haben soll, um das Wesen des sonderbaren, ihnen ganz fremden weißen Gastes, den wir Schnee heißen, zu untersuchen, in der Hoffnung, es sei Silber oder des etwas.

Nur ein Mann soll übrig geblieben sein, um mit erfrorenen Händen und Füßen seiner Majestät dem Könige (der alle kleinen Dschagga-Königreiche unter sich gebracht hatte) das traurige Schicksal seiner Begleiter anzuzeigen, die nicht bloß durch Kälte, sondern auch durch Furcht und Schrecken, indem sie in ihrer Unwissenheit die Wirkung der Kälte dem Einfluss böser Geister zuschrieben und daher in ungestüme Eile über Hals und Kopf die Flucht ergriffen, ihren Untergang fanden. Kibaya, so hieß jeder Mann, der allein von jener unglücklichen Gesandtschaft wieder zurückkam, soll bis zu einer offenstehenden Türe von der Art, wie die an der Festung zu Mombas

(die mit großen eisernen Nägeln besetzt ist) gekommen sein, von wo er, ohne hineinzusehen wieder zurückkehrte. Mein Führer sagte mir, er habe den armen Mann mit seinen gänzlich erfroren, von der Kälte eingebogenen Händen und Füßen noch mit seinem eigenen Augen gesehen und seine Abenteuer aus seinem Munde erzählen hören: Wie sonderbar, wenn die Portugiesen sogar in den Schneeregionen von Dschagga eine Festung erbaut hätten! Ich bin aber nicht geneigt, der Angabe von Kibaya in Beziehung auf jene Thüre, vollen Glauben zu schenken, bis die Sache durch einen Europäer untersucht und bestätigt ist. Dass die Portugiesen wirklich in Dschagga gewesen sind, scheint zwar die portugiesische Inschrift vom Jahre 1635, die sich über dem Eingang der Festung von Mombas befindet, zu bestätigen, wo es heißt, dass der Inschriftsteller neben den Königen, die in den Gegenden von Patta, Lamu und dem Osiflusse herrschten, auch den eines Landes „Jaca“ tributpflichtig gemacht habe. Da es aber ein Jaca (Dschaka) in der Gegend vom Osi gibt, so ist es wahrscheinlicher, dass dieses gemeint sei, und nicht das Dschagga-Land im Innern, das 100 Stunden von Mombas entfernt ist.